



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Goethes politische Lehrjahre

Lorenz, Ottokar

Berlin, 1893

I. Politische Anschauungen

Nutzungsbedingungen

[urn:nbn:de:hbz:466:1-55841](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-55841)



I. Politische Anschauungen.

Die äußere Ruhe und die unbedingte Ueberlegenheit der Auffassung, mit denen Goethe die politischen Dinge insbesondere mit Personen, die unter ihm standen, sei es gesprächsweise, sei es in Briefen kalt erörterte, machen es schwer, ein vollkommen genügendes und abgerundetes Bild von seiner politischen Weltanschauung zu gewinnen. Es ist ganz wahr, daß die Quellen, die uns zu diesem Zwecke zu Gebote stehen, äußerst dürftig sind. Die ernstesten Politiker, welche mit Goethe die Fragen des öffentlichen Lebens und insbesondere die der auswärtigen Angelegenheiten, auf die es doch bei der Erforschung der Ueberzeugungen eines Staatsmannes am meisten ankommt, erörtert haben, geben keine tagebuchartigen Mittheilungen davon, und würden überhaupt Gespräche solcher Art nur dann und in dem Falle niedergeschrieben haben, wenn er sich in officieller Weise gegen dieselben zu äußern gehabt hätte, was bei der Eigenartigkeit

seiner Stellung fast niemals der Fall war. So werthvoll mithin auch das überlieferte Material Goethe'scher Unterredungen für die Erkenntniß seiner politischen Lebensansichten ist, und so wenig man es vermissen möchte, so dürfte man doch niemals vergessen, daß in demselben keinerlei zusammenhängende Erörterungen, und auch keine Gespräche dargeboten werden, die mit dem Bewußtsein einer ernstern, sei es amtlichen, oder schriftstellerischen Verantwortung geführt worden sind.

In besserer Lage befindet sich der Forscher bei der Benutzung der großen Correspondenz des Dichters; denn hier ist wenigstens jedes Wort vollkommen gesichert und zuverlässig. Man wird nur auch da keinen Augenblick die Personen außer Acht lassen dürfen, mit welchen die Briefe gewechselt werden. Wenn man die ungemein große Masse von allgemeinen Gegenständen der Unterhaltung, die reiche Fülle von wissenschaftlichen und literarischen Themen in Betracht zieht, welche der Briefwechsel behandelt, und daneben die Seltenheit und Dürftigkeit bedenkt, mit denen politische Dinge erwähnt zu werden pflegen, so könnte man leicht auch bei diesen Quellen zu der Meinung kommen, Goethe habe sich überhaupt nicht viel um die Politik gekümmert. Ja es wäre nicht unmöglich, zur Begründung einer solchen Behauptung mancherlei scheinbares anzuführen, etwa die Thatsache, daß er oft Monate lang keine Zeitung lesen mochte, oder daß er behauptete, es genüge ihm meistens, sich von Freunden auf dem Laufenden erhalten zu lassen.

Alle solche Dinge werden jedoch nur zweierlei beweisen, einmal daß Goethe in der Auswahl der Personen, mit denen es ihm der Mühe werth schien, über Politik zu sprechen, oder zu correspondiren, äußerst vorsichtig war, und weiter, daß er dem politischen Tagesflatsch nicht übermäßig viel Gewicht beilegte. Was heute nur in noch verstärktem Maße jedem Geschäftsmanne bekannt ist, wußte auch Goethe schon damals ganz genau, daß ein halbstündiger Verkehr mit Leuten, die wirklich von den politischen Dingen etwas erfahren, indem sie in den Geschäften leben, mehr werth ist, als eine dreimonatliche Zeitungslectüre. Dieser sachliche Standpunkt politischer Auffassung war Goethe zur andern Natur geworden, nachdem er einmal in die politische Welt eingeführt war und sich zu denen rechnen durfte, welche den abgeschlossenen Kreis berufsmäßiger Staatsmänner bildeten. Da wird man sich denn nicht wundern dürfen, daß er sich nicht darauf einlassen konnte, mit der Frau Herder einen politischen Gedankenaustausch zu bewirken; und noch weniger kann es auffallen, wenn er in dem weltbewegenden Gewirre des Feldzugs an Christiane Vulpius allerlei Schönes über das überschickte Frankfurter Judenkrämchen, aber gar nichts von Politik zu schreiben weiß. Der Briefwechsel beweist vielmehr, daß die Gegenstände der Unterhaltung durchaus den Verhältnissen und Interessen der Personen angepaßt sind, mit denen correspondirt wurde.³⁾

Indessen ist auch in den Briefwechseln mit Karl

August und Voigt der eigentlichen, großen Politik fast nur so Erwähnung gethan, daß man überzeugt wird, wie Goethe mitten in dem Geschäftsleben der politischen Angelegenheiten drinnen steht, während es von allen Seiten vermieden ist, den Stoff der politischen Fragen selbst zu erschöpfen. Unzählige Male wird auf die wechselseitig mitgetheilten Aktenstücke verwiesen, welche zur Begutachtung oder zur Lectüre übersandt worden sind, aber von den Dingen selbst ist nur äußerst selten ausführliche Rede. Es ist eben eine Correspondenz von Männern, die sich geschäftlich auf dem Laufenden erhalten und im übrigen die Politik nicht für einen Gegenstand der Empfindungen und Unterhaltungen, sondern für eine geschäftlich zu erledigende Sache erachten. Auch muß man sich stets erinnern, daß die politische Geschäftswelt im vorigen Jahrhundert noch erheblich exclusiver war, als in späterer Zeit und daß man in das Heiligthum uneingeweihte Leute nicht nur nicht eintreten ließ, sondern bemüht war, sie so ferne wie möglich zu halten. Man darf sich darüber nicht täuschen, daß das letztere von dem allergrößten Theile der Männer jener literarischen Kreise zu gelten hatte, welche Goethen nach seiner innersten Natur und in Rücksicht auf seine Lebenszwecke und Ideale bei weitem am nächsten standen, die jedoch gegenüber der von Goethe gewonnenen Einsicht in politischer Hinsicht nur als Nullen gelten konnten und häufig wohl auch Nullen waren.

Der Schlüssel zur wirklichen und vorurtheilslosen

Erkenntniß der politischen Weltanschauung Goethes ist in einer Eckermannschen Aufzeichnung zu finden, wo der Dichter von seinen reichen Erfahrungen im europäischen Staatsleben spricht und es als seinen Vortheil schildert, daß er seit dem siebenjährigen Kriege ein lebendiger Zeuge der großen Weltveränderungen war. Hierdurch sei er zu ganz andern Resultaten und Einsichten gekommen, als die haben könnten, die sich jene Begebenheiten durch Bücher aneignen müßten, die sie doch nicht verständen. Dann sprach er von den Wandlungen und Unvollkommenheiten, die im ewigen Wechsel alles politische Leben stets begleiten werden; und weiter heißt es dann: „Das Vernünftigste ist immer, daß jeder sein Metier treibe, wozu er geboren ist und was er gelernt hat, und daß er den andern nicht hindere, das Seinige zu thun. Der Schuster bleibe bei seinem Leisten, der Bauer hinter dem Pflug und der Fürst wisse zu regieren. Denn dies ist auch ein Metier, das gelernt sein will, und das sich niemand anmaßen soll, der es nicht versteht.“

Eine Aeußerung, welche gewiß in vollendeter Weise das Zeitalter vor der französischen Revolution bezeichnet und den parlamentarisch gerichteten und geschulten Schuster des neunzehnten Jahrhunderts mit Recht zu kränken geeignet ist. Und doch gehört die bittere Bemerkung den letzten Jahren des Dichters an, der sich zu gleicher Zeit für einen „gemäßigten Liberalen“ zu

erklären liebte. Wiederum steht man hier vor dem Gegensatz der beiden Zeitalter, welchen Ranke als das treibende Element des ganzen modernen Menschendaseins erkannt hat. Noch lange war aber der geschichtliche Prozeß nicht geschlichtet und wahrlich hatte der historisch gerichtete Geist gegenüber der revolutionären Bewegung der Zeit nicht den leisesten Grund sich zu ergeben; immer noch war der Zeitgenosse der Revolution zu zweifeln berechtigt, ob die Lösung der Staatsaufgaben jetzt besser gelingen werde; immer noch durfte das geistvolle Geschlecht, welches von der ungeheuersten Erschütterung mehr überrascht, als überzeugt worden ist, mit Stolz auf seine Vergangenheit blicken. Und wäre man etwa sicher, daß der Dichter, wenn er heute aufstünde, sich für überwunden erachten würde? Wollte sich wirklich jemand ernstlich zu der Ansicht bekennen, er hätte sich selbst für den Epimenides gehalten, der so und so lange in der lebendigen Welt geschlafen hätte?⁴⁾ — Wie schlecht müßte man da den Olympier kennen! Nein! wenn Goethe heute aufstünde, so würde er das Buch von Henry Taine zur Hand nehmen, und würde sagen, ihr habt mich lange mißverstanden, das ancien regime bleibt aber doch von unbeeinträchtigtter Größe, hier steht es, wie ich meine Zeit beurtheilt habe, der gelehrte Franzose sagt es, was ich schon vor hundert Jahren gewußt und geurtheilt habe.⁵⁾ Und in der That, wenn man zu einer Menge von Goethe'schen Epigrammen und dichterisch empfundenen Aussprüchen

und Lehren einen rein sachlich geschichtlichen aus, dem Zeitgeist geschöpften Commentar schreiben wollte, so müßte man immerfort das Buch von Taine nur nachschlagen. So hat auch Viktor Hehn in einem geistreichen Kapitel gezeigt, wie bei Goethe gleichsam alle Charaktere aus der festen Structur der Stände sich entwickeln; und wenn man bei Taine liest, wie alles Staatsleben vor der Revolution auf der strengen festgehaltenen ständischen Gliederung beruhte und die Revolution selbst sich lediglich aus dem Verwischen und Aufgeben dieses Gefüges erklärt, so ist es wieder Goethe, an den wir bei dieser Auffassung der Dinge erinnert werden.

Denn in der Revolution erblickte er mit einem nur wenigen Menschen damals zu Theil gewordenem Verständniß die Wirkungen rein persönlicher Umstände und Fehler. Nicht im Gegensatze zu dem sich breit machenden Doctrinarismus der literarischen Kreise Deutschlands hatte Goethe die Regierungsunfähigkeit und die Laster des regierenden Theils der französischen Nation als die wahre Ursache des Zusammenbruchs erkannt. Sehr merkwürdig ist es, welche Bedeutung er sofort der Halsbandgeschichte und dem Prozeß zuschrieb, in den die Königin so tragisch verwickelt wurde, und der das Ansehen des Hofes unwiderruflich zerstörte. In der That, wenn man von Goethes politischen Urtheilen über die Ereignisse seiner Zeit nichts anderes wüßte, als die so konkret erkannten Ursachen der französischen Revolution, so müßte man ihn schon deshalb für einen besonders

erleuchteten Staatsmann halten — recht im Gegensatze zu seinem Weimariſch-Jeneniſchen Freundeskreis. Er erzählte ſpäter, der Halsbandprozeß habe ihm in dem unſittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde ſchon im Jahre 1785 die gräulichſten Folgen geſpenſterhaft erſcheinen laſſen, und einen ſolchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er einigen ſeiner Freunde wie wahnsinnig vorkam. Auch erklärte er Eckermann bei einer anderen Gelegenheit dieſen Eindruck, den er aber zunächſt als einen ganz unmittelbaren und faſt unwillkürlichen bezeichnete, in der Weiſe, daß er ſich überzeugt gehalten hätte, die Königin habe durch die, wenn auch verläumderiſche Verflechtung ihrer Perſon in die Sache, ihre Achtung und Würde und damit gewiſſermaßen ihre Unantaſtbarkeit verloren. Durch die Beeinfluffung der Regierung, die man Marie Antoinette zuſchrieb, habe aber auch dieſe dem Verhängniß alsbald anheimfallen müſſen. Das ganze Unheil eines zuſammenſtürzenden Reiches ſtand ihm vor der Seele. Man wird bei ſeinen Betrachtungen über die Revolution an das Entſetzen bei dem Einzuge von Marie Antoinette als Braut des Königs Ludwig XVI. in Straßburg erinnert: Als er die Geſmackloſigkeit wahrnahm, daß in dem Empfangssaal der Prinzessin eine Tapete aufgehängt worden war, welche die gräßliche Geſchichte der Medea vorſtellte, war ſeine Seele auch damals von dem Unheil der Zukunft prophetiſch erfüllt.⁶⁾

Goethe ſteht in ſeiner Auffaſſung des größten ge-

schichtlichen Ereignisses seines Lebens, man kann es nicht oft genug wiederholen, in vollstem Gegensatz gegen die vorherrschenden Meinungen des Tages. Während damals und später von den doctrinären Politikern die Gründe der Revolution in den vorhandenen Staatsübeln, in den Mißbräuchen der Verfassung, in den Zuständen der Verwaltung gesucht wurden, könnte man die Meinung Goethes als eine diplomatische bezeichnen, wie sie wohl in den Kabinetten, nirgends im deutschen Publikum bestand und lediglich für die Staatskunst der schwierigen Zeit maßgebend war und sein konnte. Soll man sich da etwa verwundern, daß der Enthusiasmus, von welchem die größeren Kreise unserer Nation beim Ausbruche der Revolution befallen waren, auf Goethe den Eindruck großer Unreife, und geringen Verständnisses politischer Dinge machen mußte? Und als dann die Schrecken und Tollheiten der Bewegung jeden besonnenen Mann zur Einkehr mahnten, mußte nicht Goethe das Gefühl haben, daß es wirklich nicht Jedermanns Sache gewesen sei, über politische Dinge zu urtheilen? Durfte er sich nicht für bevorzugt ansehen und auf die Gelegenheitspolitiker, die mit einem Male überall hervorgetreten waren, herabsehen? Nichts war seiner Natur mehr fremd, als die Beurtheilung der Dinge aus einem bestimmten politischen Parteistandpunkt, oder aus einem fertigen System heraus. Er setzte sich vielmehr jedem politischen Lehrgebäude entgegen und nahm die Freiheit in Anspruch, jede Sache auf ihre Vernünftigkeit, wie er es nannte, zu prüfen.

Diese Denkungsweise des Meisters erschwert es allerdings in hohem Grade, eine Vorstellung von seinem gesammten politischen Wesen und seinen Anschauungen zu geben. Viele, die den Versuch gewagt haben, aus seinen Schriften und aus den Berichten seiner Freunde und Biographen irgend etwas zusammenhängendes gewinnen zu wollen, sind an der Sprödigkeit des Materials gescheitert, oder haben bloß den Widerspruch herausgefordert. Die Wahrheit ist, daß sich Goethe überhaupt zu keiner bestimmten in sich zusammenhängenden Staatslehre bekannte; er war das gerade Gegentheil von dem, was der politische Doctrinarismus in seiner Zeit, und seit seiner Zeit mit so großen Ansprüchen zu fordern begann. Es gehört daher zu dem schwierigsten und gewagtesten, eine Charakteristik des Dichters in dieser Beziehung zu geben.

Er hat einmal gesagt, er habe es im Leben bei seinem Namen und seiner Stellung doch nicht weiter gebracht, als daß er zu der Meinung Anderer, um nicht zu verletzen, schweige, wobei das Gute wäre, daß er erfahre, wie die Andern denken, aber sie nicht, wie er. — Eine Folge dieser Verschlossenheit war es auch, daß man von einer großen Anzahl von Besuchern Goethes immer wieder die Mittheilung erhält, er habe nie oder nur sehr ungern von Politik gesprochen. Was er sich aber zu äußern versagte, hat er unendlich oft in ein Paar Versen zusammengefaßt, welche späte Kunde davon gaben, daß seine Gedanken über die politischen Dinge

stets sehr lebendig waren. Aus diesem unendlichen Schatz sinnvoller Gedichte hat man nicht versäumt, zuweilen ein politisches Glaubensbekenntniß des Dichters zusammenzustellen. Und in der That! welche Summe von trefflichsten Beobachtungen und politischer Lebensweisheit in diesen Sprüchen und Sinngedichten enthalten ist, bedarf keiner Worte. Jeder geschäftliche Tag, und jedes Tagesereigniß zeigt heute — gleichwie vor hundert Jahren — die Anwendbarkeit solcher Sätze, wie etwa das kostbare Wort von dem Willen der Menge, wo die Menge der Menge Tyrann war. — Wem fielen nicht oftmals die Reime ein: „Ich bin so sehr geplagt — Und weiß nicht was sie wollen — Daß man die Menge fragt — Was Einer hätte thun sollen.“ Kurz und bündig ist auch Goethes Bemerkung über das Wort Zelters, welches er einem der Enkel ins Album geschrieben hatte: „Lerne gehorchen“; wozu der Großvater bemerkte, dies wäre das Vernünftigste im ganzen Buche; indessen wird man freilich niemals vergessen dürfen, daß selbst aus den schönsten Sentenzen immer noch kein Einblick in die großen politischen Anschauungen des Dichters zu gewinnen ist, und daß alle möglichen Aeußerungen Egmonts und Fausts den Zusammenhang der staatsmännischen Weltanschauung Goethes nicht zu enthüllen vermöchten.

Etwas deutlicher sprechen, nach meiner Meinung, die Gedichte an bestimmte dem öffentlichen Leben angehörende Persönlichkeiten. So wird uns in dem schönen

Gedichte an den Staatsminister von Voigt ein lebensvolles Bild gemeinsamer staatsmännischer Thätigkeit gegeben, wobei die „aufklärenden Bemerkungen“ des Dichters dazu, einen tiefen Blick in seine Anschauung von den Zwecken eröffnen, die ihr geschäftliches Zusammenwirken verfolgte: „der Schluß“ — so heißt es da — „deutet auf die Schrecken der feindlichen Ueberfluthung, auf den Druck der wechselvollen Kriegsjahre, auf das Glück endlicher Befreiung und zugleich auf die Nothwendigkeit des Zusammenhaltens geprüfter Freunde in einer Zeit, wo eine Verwirrung aller Begriffe die hohe Kultur des Vaterlandes zu vernichten drohe.“

Es ist auch hier wieder der Gegensatz der Anschauungen in der vor- und nachrevolutionären Welt, der sich dem Dichter aufdrängt und dem er in der Erinnerung an seine politische Thätigkeit vor Allem Ausdruck zu geben sich bestimmt sieht. Er lebt und webt in dem Bewußtsein dieses Gegensatzes, den er jedoch in sich auszugleichen sucht, indem er sich von allen Extremen mit staatsmännischer Ueberlegenheit fern zu halten weiß. In diese Richtung war er aber nicht erst durch die Erlebnisse der Schreckenszeit, sondern durch seine von Jugend an ausgleichende Natur gebracht worden. Schon im Jahre 1775 äußerte er sich einmal über den Unwerth der Freiheitsideen, von denen alle Welt erfüllt sei. Er kann sich in Corsika die Menschen nur unter despotischer Herrschaft glücklich denken. Aus den gleichen Gesichtspunkten

punkten bildete sich später das Urtheil Goethes über Napoleon, worin sich eine tiefe Anerkennung für den Vändiger der Revolution mit der Bewunderung des Genies verband. Solcher hervorragenden Erscheinung gegenüber verzichtete Goethe auf die strengen Regeln der Moralität und meinte, Napoleon müsse beurtheilt werden, wie man über physische Ursachen, über Feuer und Wasser denkt. In der That könnte man sich heute mit dieser elementaren Auffassung des großen Corsen endlich versöhnen, und es wäre eigentlich nicht nöthig gewesen, daß der deutsche Patriotismus zuweilen in einen leidenschaftlichen Schmerz über Goethes Napoleonische Sympathieen gerathen ist. Im Anfang war der wohlverdiente Dank des Zeitgenossen der schrecklichsten Ereignisse, welche die Weltgeschichte kennt, für die Wiederherstellung staatlicher Ordnungen die Quelle des Interesses, später war es der Eindruck der überwältigenden Persönlichkeit und der klare staatsmännische Einblick in den rettungslosen Zusammenbruch des deutschen Reichs, was unsern Dichter zum rheinbündlerischen Anhänger des Imperators gemacht hat. Wenn man die Sache nur nicht von dem Standpunkte einer mehr der Nachwelt, als den Zeitgenossen eigenen Gefühlspolitik, sondern lediglich im Lichte der Tagesbedürfnisse und der Lage des Augenblicks betrachtete, so brauchte sich Niemand über diese oft getadelte Stellung des Dichters zu dem ersten Kaiserreich zu sehr zu grämen. Wenn Goethe nach des Gewaltigen Sturz, den er nie-

mals bedauerte, sondern durchaus als den möglichen Anfang einer neuen Epoche nationaler deutscher Entwicklung richtig erkannte und bezeichnete, von dem großen Corsen gesprochen hat, so enthielten seine Reden nie etwas Anderes als die unbefangene, große Denkungsart eines staatsmännlich geschulten Geistes; Aeußerungen, wie sie Hardenberg, von Humboldt, Metternich, vielleicht auch Blücher und jedenfalls Clausewitz jederzeit auch machen konnten, oder gemacht haben, ohne sich und ihrer Vaterlandsliebe etwas zu vergeben. „Ja, ja,“ pflegte Goethe zu sagen, wenn er von Napoleon sprach, „das war ein Kerl, dem wir es freilich nicht nachmachen können!“ Von höchstem Interesse war auch die psychologische Auffassung des Dichters von dem, was er das Dämonische nannte, und was er besonders durch das Beispiel Napoleons zu belegen und zu erklären wußte. „Das Dämonische,“ sagte er, „ist dasjenige, was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist. Napoleon war es im höchsten Grade, so daß kaum ein Anderer ihm zu vergleichen ist.“ 7)

Die Bewunderung Napoleons hat indessen den Dichter niemals in dem Maße gefangen genommen, daß sie ihn verhindert hätte, den Gegnern des Imperators, selbst in Bezug auf die französischen Verhältnisse und Parteien, gerecht zu werden. Goethe erfreute sich nicht nur der Befreiung Deutschlands, sondern er nahm auch an der Wiederherstellung der Bourbons aufrichtiges Interesse. Er behauptete einmal, der Royalismus wäre

ihm ganz besonders verständlich, da er sich in seinen eigenen Angelegenheiten selbst immer wie ein Royalist gehalten habe; er tadelte an den französischen Royalisten nur, daß sie zu wenig handeln und zu viel redeten. „Denn die Liberalen,“ sagte er, „mögen reden, allein den Royalisten, in deren Händen die ausübende Gewalt ist, steht das Reden schlecht, sie müssen handeln. Mögen sie Truppen marschiren lassen und köpfen und hängen,“ „aber reden,“ so meinte er ferner, „dürften sie nur höchstens vor einem Publikum von Königen!“

So fand auch der Feldzug des Herzogs von Angoulême in Spanien Goethes volle Theilnahme und Billigung. Er hielt diese Unternehmung besonders deshalb für wichtig, weil sie „die Armee an die Dynastie knüpfe und den Beweis liefere, daß diese auch ohne Napoleon zu siegen im Stande sei.“

Mit gleichem staatsmännischen Verständniß betrachtete er aber nachher auch wieder die sehr bedenkliche Lage in Frankreich, als sich die Waagschale mehr und mehr von der Sache der Bourbons abzuwenden begann. Er fand es völlig verkehrt, daß eine Regierung, die sich einmal in Gegensatz gegen die liberale Meinung gesetzt hatte, auf der andern Seite alsbald wieder Preßfreiheit gewährte; er glaubte in Folge dessen den Sturz Karls X. voraussehen zu können, wenn er denselben auch nicht so nahe vermuthete. Die Empfindungen, die er vor der großen Revolution hatte, ergriffen ihn wieder; von allen politischen Ueberzeugungen, die er in seinem langen Leben

gewonnen, war doch immer die die festeste, daß aller Staatsverfall von den Fehlern und der Schwäche der Regierenden herkomme. Weil Karl X. im Gegensatz zu dem, was man allgemein als dessen wirkliche Ueberzeugungen hielt, bald dahin, bald dorthin zu schwanken begann, weißagte Goethe mit oft bewährtem Seherblick die neue Katastrophe Frankreichs.

Auch für die englischen Verhältnisse hatte er ein ungemein großes Verständniß, und seine Urtheile über die entscheidendsten Ereignisse der Verfassungsgeschichte Englands haben meist Stich gehalten. Es braucht kaum besonders gesagt zu werden, daß Goethes politisches Interesse sich auch hier allemal an persönliches anknüpft; Wellington und Canning bewundert er gleichermaßen in ihrer Wirksamkeit. Daß er Wellington nie gesehen, scheint ihn sehr geschmerzt zu haben. Canning lobt er von dem Augenblicke an, wo er bei ihm den festen Willen der That und den Erfolg der Handlung wahrnimmt. Lehrreich, wie kaum ein anderer Ausspruch, ist die von Eckermann aufbewahrte Aeußerung über Canning aus Anlaß von dessen Auftreten in den portugiesischen Angelegenheiten.

„Es giebt Leute, die diese Rede grob nennen; aber diese Leute wissen nicht, was sie wollen, es liegt in ihnen eine Sucht, alles Große zu frondiren. Es ist keine Opposition, sondern eine bloße Frondation. Sie müssen etwas Großes haben, das sie hassen können. Als Napoleon noch in der Welt war, haßten sie den,

und sie hatten an ihm eine gute Ableitung. Sodann, als es mit diesem aus war, frondirten sie die heilige Allianz, und doch ist nie etwas Größeres und für die Menschheit Wohlthätigeres erfunden worden. Jetzt kommt die Reihe an Canning. Seine Rede für Portugal ist das Product eines großen Bewußtseins. Er fühlt sehr gut den Umfang seiner Gewalt und die Größe seiner Stellung und er hat Recht, daß er spricht, wie er empfindet. Aber das können diese Sansculotten nicht begreifen, und was uns Andern groß erscheint, erscheint ihnen grob. Das Große ist ihnen unbequem, sie haben keine Ader es zu verehren, sie können es nicht dulden.“ Kann man die politischen Ueberzeugungen verkennen, die sich in solchen gewaltigen Worten aussprechen?

Im Anschluß an die Katholikenemancipation bemerkte Goethe mit weit mehr Voraussicht, als die Whigs damals besaßen, er würde nicht dagegen stimmen, aber er ließe sich protocollarisch versichern, daß man seiner gedenken werde, wenn einst der erste Protestant in Irland in Folge davon um einen Kopf kürzer gemacht worden sein werde. Er besaß eine volle Einsicht in die weitgehenden Absichten des wiederauffstrebenden Papstthums: „Bei den Katholiken,“ sagte er, „sind alle Vorsichtsmaßregeln unnütz. Der päpstliche Stuhl hat Interessen, woran wir nicht denken, und Mittel, sie im Stillen durchzuführen, wovon wir keinen Begriff haben.“

Goethe war auch in den kirchlichen Dingen voll-

ständiger Praktiker, nichts vermochte ihn in der richtigen Abschätzung der politischen Lage bald nach dieser, bald nach jener Seite irre zu machen; die verbreitete Meinung, als hätte im gebildeten Europa die Macht von Rom ihren Boden gänzlich verloren, hat er nie getheilt, aber er hat sich darüber weder beschwert, noch gefreut; er war auch auf diesem Fleck der wirkliche und wahre Staatsmann. Beobachtung der Thatfachen und treue Hingebung an dieselben, woraus die Achtung des Gewordenen entspringt, waren die einfachen Triebfedern aller seiner politischen Ueberzeugungen und Handlungen. Und hierdurch war er in erstaunlicher Weise befähigt, an seinem Musensitz von Weimar, an einem Orte, welcher kein großes Centrum der Politik genannt werden konnte, und auch zu der Zeit, wo er eine unmittelbare Theilnahme an den auswärtigen Angelegenheiten nicht entfernt mehr nahm, fast immer das Richtige über den großen Gang der Begebenheiten auszusprechen. So hatte er die Lage der Dinge in Europa zur Zeit des Congresses von Verona mit solcher Klarheit vor Augen, daß er die dort erfolgten Abmachungen der Mächte genau zu errathen im Stande war. Seine Kenntniß der spanischen Revolution wußte er mit sicherem Griff aus einem Buche zu entnehmen, welches in der That eines der besten war und geblieben ist, die damals über den Gegenstand erschienen waren. Goethe stützte sein Urtheil darauf, ohne den unterrichteten Diplomaten, der der anonyme Verfasser war, zu kennen.⁸⁾

In gleicher Weise zeigte sich der Meister in den griechischen Angelegenheiten vollkommen auf der Höhe der politischen Auffassung. Er kannte auf das Genaueste die Eifersucht der Mächte in Bezug auf Konstantinopel, „welches doch nicht zerstört werden könnte, und keinem unserer Potentaten ohne Gefahr, dessen Weltherrschaft dadurch zu begründen, überlassen werden dürfe.“ Als er jedoch erfuhr, daß Lord Stratford von Konstantinopel abgereist sei, wußte er dem gleich die Deutung zu geben, daß die Engländer die griechische Sache für gewonnen halten. Aber er stellte dem neu zu gründenden griechischen Staate auch sofort das richtige politische Horoskop, wenn er darauf hinwies, daß die Mächte durch eine Schöpfung dieser Art zwar die türkische Macht beschneiden, aber nimmermehr den großgriechischen Traum erfüllen würden. Fürwahr! Goethe zeichnete sich durch dieses nüchterne Urtheil vor vielen damaligen Griechenfreunden aus; und selbst von einem so gewandten, tief in die Sache verwickelten Herrn, wie der fluge, eben damals aufgestellte Coburgische Candidat des künftigen Griechenthrons, könnte man nicht behaupten, daß er klarer und vorurtheilsfreier die Dinge betrachtet hätte.⁹⁾

Nicht minder bewundernswürdig ist eine andere Beurtheilung der Lage, die Goethe später in Betreff der Präsidentschaft Capodistrias zu vernehmen gab: „Ich will ein politisches Geheimniß entdecken, das sich über kurz oder lang offenbaren wird. Capodistrias kann sich an der Spitze der griechischen Angelegenheiten auf

die Länge nicht halten, denn ihm fehlt eine Qualität, die zu einer solchen Stelle unentbehrlich ist; er ist kein Soldat. Wir haben aber kein Beispiel, daß ein Rabinetsmann einen revolutionären Staat hätte organisieren und Militär und Feldherrn sich unterwerfen können. Mit dem Säbel in der Faust, an der Spitze einer Armee mag man befehlen und Gesetze geben, und man kann sicher sein, daß man gehorcht werde; aber ohne dieses ist es ein mißliches Ding. Napoleon, ohne Soldat zu sein, hätte nie zur höchsten Gewalt emporsteigen können, und so wird auch Capodistrias sich nicht behaupten."

Wollte man auch noch gelegentliche, retrospective Betrachtungen Goethes über Ereignisse aus seiner früheren Lebenszeit hier sammeln und prüfen, so würde man sich über manche gerade damals recht hart umstrittene Frage ein nicht nur geistreiches, sondern scharf zutreffendes Wort aneignen können; wie etwa die energische, jugendlich frische Vertheidigung Preußens in Betreff der Theilungen Polens. Gegenüber der schädlichen und, wie Goethe meint, aufreizenden Schrift von Raumers über die Theilung Polens, liest man mit wahren Wohlbehagen, was der erfahrene Politiker kurz und bündig dagegen vorbringt: „Die Polen wären doch untergegangen, mußten nach ihrer ganzen verwirrten Sinnesweise untergehen, sollte Preußen leer ausgehen, während Rußland und Oesterreich zugriffen?“ Fürwahr, der 82jährige Goethe durfte hinzufügen: „Ich stelle

mich höher, als die gewöhnlichen, platten, moralischen Politiker.“

Solche Meinung war aber damals, wo jeder gute Deutsche für Polen schwärmen zu müssen glaubte, selten, und wurde als ein recht unverzeihliches Verbrechen angesehen. In dem neurevolutionären Katechismus der Zeit nahm die Befreiung und Wiederherstellung Polens eine hervorragende Stelle ein und wer sich dafür nicht begeisterte, galt als Feind der Freiheit und des Fortschritts. Allein es ist doch nicht anders: der Gegensatz, der in den spätern Lebensjahren des Dichters sich allenthalben zwischen der liberalen Tagesmeinung und der Anschauung der bewährten Staatskunst herausgebildet hatte, trübte gegenseitig wie die Stimmung, so das Urtheil. Die Fragen, die sich in diesen Punkten ergaben, betrafen nicht nur die äußere, sondern auch die innere Politik. Auf die letztere legte man zu alledem das größere, ja das ausschließliche Gewicht und unmöglich wäre es für Jemanden, der in einem öffentlichen Amte stand, gewesen, in Bezug auf Verfassungs- und ähnliche Angelegenheiten sich schweigend und im Verborgenen zu halten. Der Geist der neuen Welt-epoche kam an jedem Orte zu seiner Geltung und auch Goethe war gezwungen hier offizielle Stellung zu nehmen.

Die Verhältnisse, die durch das früh entwickelte Verfassungsweisen des neugestalteten Großherzogthums Weimar entstanden waren, brachten mancherlei Be-

wegung mit sich. Wenn Goethe in der Dfenschen Sache genöthigt war mit seiner gutachtlichen Aeußerung hervorzutreten, so ist dieser Umstand für die zusammenhängende Kenntnißnahme seiner politischen Auffassung heute besonders erwünscht, denn man besitzt wenig eigentliche Staatschriften, in denen Goethe seinen politischen Meinungen motivirten Ausdruck gegeben hätte. Nun aber eröffnet sich uns durch das Gutachten über die Behandlung der öffentlichen Presse ein Gebiet von weitgreifender Bedeutung; wenigstens ein Theil der inneren Politik tritt bei Besprechung dieser Dinge in volle Beleuchtung. Es mag daher gestattet sein der Staatschrift, die von Goethe in Bezug auf die Herausgabe der Dfenschen Jhis erfordert wurde, eine etwas größere Aufmerksamkeit zu schenken. Denn da es schon damals nicht unbekannt blieb, wie Goethes Ansichten im stärksten Widerspruch mit den in Jena herrschenden Ideen standen, so konnte es auch nicht fehlen, daß gerade von diesem Punkte aus auf dem klaren Spiegel des Goethe'schen Charakters die bewegtesten Linien gezogen wurden, die ein thöricht geworfener Stein nur immer verursachen mochte. Und doch muß man sagen, daß sich Goethe trotz seiner Abneigung gegen alles unreife politische Treiben gerade in dieser Dfenschen Sache weit freidenkender gezeigt hat, als man annahm. Er stand der reaktionären Gewaltthätigkeit des Tages eben so fern, wie der zuchtlosen Opposition. Jedem nützlichen Fortschritt ergeben, dachte nie Jemand weniger daran,

die freie Meinungsäußerung zu hindern, als Goethe. Die thatsächliche Schwierigkeit, die ihm klarer zu sein schien, als seinen übrigen Amtsgenossen, lag darin, daß über die rechtlichen Mittel, den Mißbrauch der Presse zu verhindern, bei den einzelnen Regierungen so gut wie bei der Bundesversammlung völlige Unsicherheit und Unklarheit herrschte. Wenn er sich daher über die Pressfreiheit überhaupt sehr ungünstig äußerte, und den Schaden, den sie stiftet, größer, als den Nutzen erachtete, so fand er sich eben einer ungelösten Frage gegenüber und man dürfte nur nicht glauben, daß er die weite Verbreitung dieses Uebels allzu tragisch nahm. Auch heute noch möchte sein heiteres Scherzwort Jedermann aufs Wärmste zu empfehlen sein: „Gegen die Pressfreiheit“ gebe es nur eine Rettung, die „Nichtlesefreiheit.“

Ueber die Beschwerde, welche die Weimarsche Polizeibehörde ohne jede äußere Beeinflussung schon im Jahre 1816 gegen Ofens Isis erhoben hatte, waren alle geheimen Rätthe des Ministeriums von dem Großherzog zur Abgabe von Gutachten aufgefordert worden. Es ist ein alter Irrthum, der durch die Bogelsche Publikation des Briefwechsels gestärkt worden ist, wenn man annahm, Goethe hätte in der Sache allein gesprochen. Die amtliche Aeußerung Goethes findet sich mit allen Gutachten der übrigen Minister noch in einem Aktenbände zusammengeheftet, auf welchem ein kluger Beamter schon damals die Ueberschrift unter Anwendung

des Wortspiels „Preßfrechheit“ statt „Preßfreiheit“ angebracht hatte. Ich will hinzufügen, daß die Gutachten von Voigt und Fritsch viel ärgerlicher, herber und verdrießlicher lauten, als dasjenige unseres Dichters, und daß ein persönliches Einschreiten gegen Ofen gerade durch Goethes Rathschläge zunächst vermieden worden ist. Er war es, der sich gegen jede persönliche Bedrohung des Herausgebers der *Jfis* auf das bestimmteste aussprach und auch von jedem fiskalischen Beleidigungsprozeß abrieth. Was uns aber an dem Schriftstück, das Goethe mit größter Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit verfaßt hatte, am Meisten interessirt, ist sein Urtheil über den allgemeinen Werth jener Ideen, welche der Jenaische Naturforscher, wenn auch in recht ungeordneter Weise, in seinem Blatte vertrat.

Mit wahrhaft olympischer Verachtung sieht Goethe auf den Geist des Blattes und den politischen Unverstand eines Mannes herab, dem er seine Anerkennung als Gelehrten nicht einen Augenblick versagen möchte. „Die ungehinderte Berwegtheit, die täglich wächst, wenn man sie gewähren ließe,“ „die Narrenspößen, deren sich der Herausgeber der *Jfis* bedienen könnte,“ „die Frechheit, Wildheit und Geschmacklosigkeit“ werden an Ofens Unternehmen rücksichtslos gekennzeichnet. Goethe erklärt sich unbedingt für eine Maßregel, die man gleich von vornherein hätte ergreifen müssen, für die einfache Unterdrückung des Blattes. Daß er aber damit nicht empfehlen wollte, etwa auf den Standpunkt abgethaner,

alter Zeiten und Verhältnisse zurückzutreten, ersieht man aus der Bestimmtheit, mit der er das frühere patriarchische Verfahren in solchen Fällen verwirft. Nicht in den Formen der alten Regierungsweise möge man fortfahren, „weil sie in unserer Zeit brechen müsse.“ „Die neuen Verhältnisse verlangten eine Art von Diktatur.“ Es sei erforderlich, ein neues Censurgesetz auszuarbeiten, dazu müßten besondere Maßregeln rechtzeitig ergriffen werden. Leider hat Goethe nicht näher ausgeführt, wie er sich die verbesserten Censureinrichtungen vorstellte, aber man darf nicht unterlassen zu bemerken, daß es nirgends ersichtlich ist, ob er mit einem ernstern Repressivsystem nicht ganz zufrieden gewesen wäre. Daß er die Präventivcensur ausschließlich begünstigte und vertheidigte, ist durchaus nicht erwiesen. Was ihm sicher stand, ist nur dies, daß die Staatsgewalt die Mittel behalten sollte, eine Grenze „des Wahnsinns, der Unbescheidenheit und der Verwegenheit“ zu ziehen, denn „sie und ihre Geschwister und ihre Verwandte sind, ihrer Natur nach, unbedingt nicht zu belehren und nicht zu händigen.“¹⁰⁾

Die politische Auffassung der innern Angelegenheiten des Staates steht bei Goethe im Gegensatz zu dem, was er in den auswärtigen Verhältnissen zuweilen noch für zulässig erachtete, ausschließlich unter den Gesichtspunkten sittlicher Weltanschauung und ethischer Zwecke der Menschheit. Daher kommt es, daß er die politische Wirksamkeit jedes Einzelnen hier unter das

strengste moralische Maß gestellt wissen will. Die ganze gewaltige Erinnerung des Zeitgenossen der Schreckensherrschaft bricht bei allen Gelegenheiten durch, wo sich durch Unverstand und Schwäche ähnliche Gefahren erneuern könnten. Er war der leidenschaftlichste Feind aller Unklarheit und alles ziellosen Widerstandes. Die Oppositionsmenschen, namentlich aus der Reihe jener Klassen, für die ihm die Politik ein bloßes Spiel zu sein schien, erregten halb sein Mitleid, halb seinen Verdruß. Er vermochte einen Mann, wie Luden, nicht zu begreifen, als ihm dieser sein Gründungsprogramm der „Nemesis“ vortrug, da ihm doch keinerlei Kenntniß von den Dingen, die er behandeln wollte, zu Gebote stände; und ebenso hielt er die Opposition in Württemberg für „absurd,“ da er zu bemerken glaubte, daß man dort in den Verfassungssachen gar nichts Positives hervorzubringen müßte. „Hätte ich das Unglück“ — sagte er — „einmal in der Opposition sein zu müssen, ich würde lieber Aufruhr und Revolution machen, als mich im finstern Kreise ewigen Tadel des Bestehenden herumzutreiben.“

Faßt man die ganze Denkungsart Goethes über politische Dinge zusammen, so wird man nun wohl die Behauptung für begründet genug erachten, daß er sich niemals und in keiner Sache zu einer bestimmten Richtung gehalten hat. Er gehörte keiner Partei an und huldigte keinem System, er war der Mann der Thatfachen, der historischen Erfassung des Gegenstandes und der auf

den Regierungszweck gerichteten Geschäftstüchtigkeit; die Politik war ihm eine Sache der dazu berufenen Regierungskreise, eine Kunst, die gelernt und verstanden sein mußte und für die er im Hinblick auf ihre wohlthätigen, und gesellschaftlich geheiligten Wirkungen die höchste Achtung hegte. Er war jedoch für seine Person der politischen Thätigkeit eher abgeneigt und nicht aus Vergnügen widmete er sich den schwierigen Geschäften, die in dieser Beziehung das Schicksal auf seine Schultern gelegt hatte. Als er mit Eckermann einmal von Napoleon sprach, dessen wirksames Wesen ihn immer wieder zu neuer Bewunderung hinriß, hat er ein Wort gebraucht, welches man als ein seltenes bezeichnen darf, und das den innersten Kern aller seiner politischen Ansichten und Beurtheilungen ohne Zweifel am deutlichsten enthüllt. Er nannte das, was die Politik werth und unwerth macht, die „Productivität der Thaten“.

— „Ja, ja,“ sagte er, „mein Guter, man braucht nicht bloß Gedichte und Schauspiele zu machen, um productiv zu sein, es giebt auch eine Productivität der Thaten, die in manchen Fällen noch um ein Bedeutendes höher steht.“

Und weiter: „denn was ist Genie anders, als jene productive Kraft, wodurch Thaten entstehen, die vor Gott und der Natur sich zeigen können und die eben deswegen Folge haben und von Dauer sind.“ Er war unerschöpflich in der Anführung von Beispielen für diese Productivität: „Luther war ein Genie sehr bedeutender Art; er wirkt nun schon manchen guten Tag, und die Zahl der Tage,

bis er in fernen Jahrhunderten aufhören wird, productiv zu sein, ist nicht abzusehen" „Ob Einer sich in der Wissenschaft genial erweist, oder im Krieg und der Staatsverwaltung, wie Friedrich, Peter der Große und Napoleon, oder ob Einer ein Lied macht, wie Béranger, es ist Alles gleich und kommt bloß darauf an, ob der Gedanke, das Alergus, die That lebendig sei und fortzuleben vermöge.“

Wenn ich nicht irre, liegt in diesen Worten der Weisheit auch das Geheimniß der politischen Weltanschauung Goethes verschlossen; aus der Harmonie der Kräfte, die in der menschlichen Seele ruhen, entwickeln sich ihm Gedanken, wie Thaten in fortzeugender Bewegung und der nachwirkende Erfolg bedingt im Guten und Schlechten ihren Werth. Wer aber neben den geistigen Werken des Genies der staatsmännischen Thätigkeit des Menschen einen so hohen Rang zuzuschreiben im Stande war, besaß einen ungeheueren Schatz, wie von Interesse, so auch von Achtung und Erkenntniß für diese Dinge. Durch eine große, merkwürdige und eigentlich zu wenig beachtete politische Lehrzeit ist Goethe auf diesen hohen, reinen und beruhigten Standpunkt erhoben worden, auf welchem die allgemeine Lebensweisheit und die Erfahrung des wohlgeübten Staatsmanns in Eins zusammenfloßen.

